

# Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Donnerstag, den 12. Juli 1883.

Nr. 318.

## Deutschland.

Berlin, 11. Juli. Zur Frage der Quarantäne-Maßregeln an der deutschen Küste bringt die „Weser-Ztg.“ hinsichtlich des in Bremen Geschehenen folgende Mittheilung:

Im vorigen Winter wurden vom Bundesrathe in Form einer Verordnung die Grundsätze zusammengestellt, welche für die gesundheitliche Kontrolle der einen deutschen Hafen anlauenden Seeschiffe maßgebend werden sollten. Die Uferstaaten wurden ersucht, die Verordnung für ihr Staatsgebiet in Kraft zu setzen. Das Verordnungsschema, dasselbe, welches jetzt von Preußen publizirt ist, enthält wesentlich nur eine von den anlauenden Schiffen selbst zu beachtende Bestimmung, die Vorschrift nämlich, erforderlichen Falls unter Quarantäneflagge einzuliegen. Alle anderen Bestimmungen sind Vorschriften für die mit Handhabung der Quarantäne zu betrauernden Hafenbehörden, die unter gewissen Umständen freie Praktika erteilen, unter anderen Umständen nach Lage der Sache ärztliche Visitation, Quarantäne und Desinfektion anzuordnen haben. Bremen machte bereits im März dieses Jahres darauf aufmerksam, daß zugleich mit dem Erlaß der Verordnung die in Betracht kommenden Behörden festgesetzt und mit den nöthigen Einrichtungen (Johrshäuser, Böden, Arzt, Anrunder, Flaggen etc.) versehen sein müßten, — ferner aber darauf, daß für die Weser mit ihren zu drei Staaten gehörenden Rheden und Häfen nur dann überhaupt mit Erfolg vorgegangen werden könne, wenn durch einheitliche Quarantänevorschriften und -Einrichtungen, sowie durch gleichmäßige Strafbestimmungen die genaue und gleichmäßige Beachtung und Behandlung aller Weserschiffe gesichert sei. Indem es die nöthigen Vereinbarungen der drei Uferstaaten anregte, erklärte es sich selbstverständlich zum Erlaß der Verordnung sofort bereit. Die Vereinbarungen sind — nicht durch Schuld von Bremen — bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Inzwischen trat die Cholerafrage in den Vordergrund. Ihr gegenüber hat Preußen die Verordnung publizirt, in der, wie gesagt, die für die Abwehr erforderlichen Maßnahmen zusammengefaßt sind. Bremen hat diese Maßregeln selbst ohne Verzug durch Instruktion seiner Hafenbehörde in Kraft gesetzt. So existirt denn schon seit mehreren Tagen in Bremerhaven (und zwar in Folge zweckmäßiger Verordnungen mit den preussischen und oldenburgischen Aemtern nicht nur für Bremerhaven und Bremen, sondern für die ganze Weser)

eine Quarantänebehörde, die mit allem Erforderlichen ausgerüstet die sämtlichen in der Verordnung zusammengestellten Maßregeln praktisch ausführt — jedes Schiff, das aus verdächtigen Häfen anlangt, ärztlich untersucht, für alle Kranken und zu Beobachtenden Arzt, Hospital und Pflege, für alle der Desinfektion bedürftigen Güter und Waaren die nöthigen Anstalten und Vorrichtungen besitzt. Mit anderen Worten: Die Weserquarantäne ist durch Bremens Initiative in Wirksamkeit, wie sie im Laufe des letzten Jahrzehnts bei verschiedenen Veranlassungen in gleicher Weise mit Erfolg in Wirksamkeit gewesen ist. Der Erlaß der Verordnung, der diese Maßregel weder verstärken noch abschwächen kann, wird erfolgen, sobald durch die nunmehr ohne Zweifel in nächster Zeit in Aussicht stehenden Vereinbarungen der Uferstaaten die provisorischen Bremerhavener Quarantäne-Einrichtungen durch eine definitiv gemeinsame Weser-Quarantäneanstalt ersetzt sind. Ohne solche Anstalt steht die Verordnung auf dem Papiere, während der formelle Erlaß derselben, wie das eben der jetzige Zustand beweist, für die Einrichtung strengster Quarantänemaßregeln keine materielle Bedeutung hat.

Das „W. Fr.-Bl.“ schließt einen längeren Artikel über die kirchenpolitischen Streitfragen wie folgt:

Die Kurie selbst hat in der gegenwärtigen Komplikation eine Taktik eingeschlagen, welche der hochgerühmten Weisheit Leo's XIII. keinen neuen Glanz verleiht. In einer Note, welche Staatssekretär Jacobini nach der Annahme der kirchlichen Vorlagen durch den preussischen Landtag abgehen ließ, wird mit einer ausgesuchten Höflichkeit, die in gewissen Situationen weit verletzender wirken kann, als ein ehrlich grobes Wort, die Unzulänglichkeit der preussischen Zugeständnisse und die Erwartung ausgeprochen, daß auf diese Abschlageszahlung noch weit umfassendere folgen müssen, bevor sich die Kurie nicht sowohl zum Friedensschlusse, als überhaupt nur zur ernstlichen Behandlung der Friedenspräliminarien bequemen könne. Auf diese Note ist nun eine Erklärung der „Nordd. Allgem. Ztg.“ gefolgt, die, offenbar von sehr maßgebender Stelle herrührend, als eine gerade nicht mit diplomatischer Rourtoisie durchwürgte Entgegnung auf die gleichzeitigen Ausführungen des päpstlichen Staatssekretärs angesehen werden muß. Man hat nicht häufig zu den gewöhnlichen Sozialdemokraten, Fortschrittlichen oder Nationalliberalen in solchem Lapidarsyl gesprochen,

wie dieses Mal zu den Eminenzen des Vatikans: die Note wird als ein eigenthümliches Modelle d'genre in den Archiven des internationalen Ideenaustausches aufzubewahren sein. Immerhin aber besitzt sie einen zweifachen Werth; einmal bringt sie den Eindruck hervor, daß das Gefühl, dem sie entspringt, gegenüber den Flunkereien der Klerikalen ein wohlberechtigtes, wenn auch in der Form vielleicht allzu stark accentuirt war, und dann, daß man aus dieser Offenbarung in beiden Lagern des Kulturkampfes die Ueberzeugung gewinnen wird, daß der eiserne Kanzler noch nicht den geringsten Drang verspürt, die berüchtigte Reise nach Kanossa anzutreten. Wenn sie die Klerikalen noch bei Zeiten zur Mäßigung und zum versöhnlichen Einlenken mahnt, und auf der anderen Seite die an der Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck zweifelnden und verzweifelnden Liberalen Deutschlands wieder mit Zuversicht und Vertrauen erfüllt, so wird die „Nordd. Allg. Ztg.“ durch ihre Kraftnote ein selten verdienstliches Werk vollbracht haben.

Der dritte deutsche Glasertag wurde gestern Mittag mit einer kurzen Ansprache durch den Vorsitzenden Herrn Caspar-Berlin geschlossen. Die Mehrzahl der Vorlagen der Tagesordnung wurden entweder Kommissionen oder dem Vorstande zur Entscheidung und event. Ausführung überwiesen. Mit dem Kongresse selbst war zugleich eine Ausstellung in der Glasmalerei, Schneiderei, Glas-Jalousien-Fabrikation, Diamantfassung und Goldbleisfabrikation verbunden. Als Ort für den IV. deutschen Glasertag, der am 4. Juli 1884 stattfinden soll, wurde Gera bestimmt und als Vorsitzender des deutschen Glaser-Verbandes Herr Caspar-Berlin erwählt.

Die nächste der noch vorzunehmenden Er-satzwahlen zum Reichstag findet am 20. Juli in Kiel-Rendsburg für den seines Mandats verlustig erklärten Herrn Hänel statt. Fortschrittliche Blätter sind nicht ganz ohne Sorge über die Wiederwahl Hänels, indem sie auf das Anwachsen der Sozialdemokratie in den Städten und andererseits auf die wegen der Erntearbeiten zu erwartende geringe Theilnahme der liberalen ländlichen Wähler hinweisen. Indessen ist Herr Hänel vor drei Jahren mit so großer Mehrheit (11,088 fortschrittliche gegen 3465 deutsch-konservative und 4725 sozialdemokratische Stimmen) gewählt worden, daß eine Niederlage wenig wahrscheinlich ist. Die beiden Parteien, welche ihm im Jahre 1881 das Mandat streitig machten, werden auch jetzt wieder in den Wahlkampf eintreten.

Am 6. August folgt dann die Wahl in Wiesbaden für Schulze-Deilsch. Auch dort ist der Sieg des fortschrittlichen Kandidaten sehr wahrscheinlich, weil ein gemäßigt-liberaler Kandidat nicht aufgestellt werden wird.

Der Finanzminister hat mittelst Zirkularverfügung die Provinzialsteuerbehörden davon in Kenntniß gesetzt, daß von nun an zu Verträgen zwischen den Staatsbehörden und Gewerbetreibenden über Lieferungen nur ein Stempel von 1,50 Mk. in der darstellbaren Hälfte von 1 Mk. zu verwenden ist. Damit ist die Ursache vieler prozessualischer Streitigkeiten beseitigt. Staatlicherseits war in Uebereinstimmung mit wiederholten Entscheidungen des vormaligen Obertribunals daran festgehalten worden, daß die Vorschrift der Allerhöchsten Kabinettsordre vom 30. April 1847, wonach die im kaufmännischen Verkehr abgeschlossenen Kauf- und Lieferungsverträge über bewegliche Gegenstände einem Stempel von höchstens 1,50 Mk. unterliegen, nur dann Anwendung finde, wenn der Verkäufer oder Besteller den Vertrag in der Absicht demnächstiger Wiederveräußerung der Waare abgeschlossen hat. Dagegen hat das Reichsgericht in wiederholten Entscheidungen sich dahin ausgesprochen, daß als ein im kaufmännischen Verkehr abgeschlossenes Kaufmanns Lieferungsvergütungsverhältnis jede von einem Kaufmann vorgenommene Veräußerung der nach seinem Geschäft zur Veräußerung bestimmten Waaren zu verstehen sei, gleichviel ob der Käufer oder Besteller die Waare weiter zu verkaufen beabsichtigt oder nicht. Entsprechend diesen Entscheidungen des Reichsgerichts hat nun die Finanzverwaltung angeordnet, daß auch die von Staatsbehörden mit Gewerbetreibenden abgeschlossenen Verträge dieser Art auch über die Lieferung von Bureaugegenständen oder Baumaterialien einem Stempel von höchstens 1,50 Mk. zu unterwerfen sind, welcher wegen der Stempelfreiheit des Fiskus nur in der darstellbaren Hälfte von 1 Mk. zu verwenden ist. Gleichzeitig hat der Finanzminister angeordnet, daß die Behörden in den etwa gegen sie schwebenden Prozessen die Kläger sobald als thunlich kluglos stellen und eventuell eingelegte Rechtsmittel zurückziehen sollen.

Ein römischer Korrespondent der „Kreuzzeitung“ bezeichnet als den hauptsächlichsten Inspirator der jüngsten päpstlichen Note, über die sogar im heiligen Kollegium mißbilligende Stimmen laut geworden seien, den Kardinal Redaelli, welcher sich mehr als je für die deutschen Angelegenheiten

## Fenilleton.

### Kalifornischer Miethzwang.

Am Magalome, in den sogenannten südlichen Minen Kaliforniens, dessen Schluchten den Goldsuchern gar reiche Ausbeute gelliefert, trieb sich, wie Gerüchte erzählt, auch in einem kleinen Mine-Städtchen ein Irländer, Peter Mc. Carthy, eine Zeitlang herum, der in ein paar reiche Stollen förmlich hineingefallen war (in eine in der wahren Bedeutung des Wortes) und das Gold, sobald er es nur erst einmal ausgewaschen und trocken im Beutel hatte, angestaut thilo wieder in Whisky und Brandy aufzohle, oder auch in die amerikanischen und spanischen Spielkarten trug, sich von den spürlichen Spielern um sein leicht verdientes Metall wieder betrogen zu lassen. War er dann fertig, so trieb er sich eine Zeitlang, seinen Freunden zur Last und den Trinkstücken zum Verger, die ihm jetzt borgen mußten, zwischen den Hütten und Zelten herum, wählte sich eines zur Schlafstätte und suchte sich durch ein kleines Spiel mit ein paar geborgten Dollars wieder aufzuhelfen, bis er fand, daß ihm endlich Niemand mehr etwas borgen wollte, und er richtig gezwungen wurde, Spaten und Spitzhacke wieder in die Hand zu nehmen.

Peter Mc. Carthy war das wahre Musterbild eines richtigen Iränders, das fünf Fuß zehn Zoll in seinen Schuhen fand, mit fuchserothem lodigen Haar und lichter Haut das Gesicht leicht aber nicht gerade unangenehm mit Blatternarben gezeichnet, die breiten, kräftigen Hände dicht, bis auf den halben Arm hinauf, und ebenso den oberen Theil des sonnenverbrannten Halses mit tiefgelben Sommersprossen bedeckt. Die lichtblauen Augen schauten dabei, wenn er nicht gerade zu viel des unvermeidlichen Whisky eingegeben, led und fröhlich in die

Welt hinein, und sein guter fröhlicher Muth mit dem den Söhnen der „grünen Insel“ so eigenen drolligen Humor, hätte ihn auch wohl schwere Schläge des Schicksals sorglos ertragen lassen, wie viel mehr denn jetzt ein Leben, wie er es in seinen kühnen Träumen kaum als möglich gedacht. Mit dem Motto „wenig zu thun und viel Wisch!“ schlenderte er durch das Leben. Das für ihn nur ein Rosensteppich, die Dornen alle nach unten geleitet, war, und es wurde zuletzt zum Sprüchwort, daß es am ganzen Magalome keinen Heiderlicheren, aber auch fideren Burschen gäbe, als Peter Mc. Carthy.

Peter befand sich übrigens diesmal wieder auf einer „Zwischenstation“ wie er's selber nannte, oder in „slack water“, wie ein paar dort mitarbeitende Matrosen solcher Periode nicht unpassend den Namen gegeben, d. h. er hatte seinen Glanz, oder den Plaz, den er in Befehl genommen, vollständig ausgearbeitet, und das daraus gewonnene Gold schon seit vierzehn Tagen so durchaus verzehrt, daß ihm die trüder oder die Handelsleute in Magalome schon nicht mehr gern borgen wollten und selbst der Wirth des einen Zeltes, in dem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen — und wo er auch in der That den größten Theil seines ausgewaschenen Goldes verzehrt — es endlich jatt bekam, den fast nie nützeren und dann auch manchmal streitsüchtigen Gefellen bei sich zu beherbergen.

Sein Wirth war ein Franzose und hatte den fideren Burschen eigentlich gern, auch aus ihm schon herausgeschraubt, was nur herauszubekommen war und dafür vielleicht mehr Geduld mit ihm gehabt, als mancher Andere in Kalifornien, dem Land des Augenblicks, gehabt haben würde. Endlich aber bekam er die Sache doch jatt, kündete dem fids fids trunkenen Iren die Wohnung ernstlich und legte ihm, als dieser trotzdem erklärte, bei ihm bleiben und ihm seine Kundschaft zuwenden zu wollen, als er einmal angegangen war, seine wollene Decke

und sein Handwerkszeug vor das Zelt auf einen Haufen und verließ ihn, als er zurückkehrte und seine Utensilien aufstufen wollte, den alten Schlafplatz wieder aufzusuchen, mit so drohender und enipfer Mene den Eintritt, daß Peter wohl einsah, mit Gewalt sei hier Nichts auszurichten. Der Franzose hatte nämlich das Recht gehabt, jeden niederzuschleusen, der ihm gewalttham und nach vorheriger Warnung, noch dazu bei Nacht und Nebel in sein Zelt dringen wollte und dem mochte sich Mr. Mc. Carthy, wie er sich gewöhnlich selber gern nannte, nicht aussetzen.

Glücklicherweise war er auch an dem Abend, ein wirklich außergewöhnlicher Fall, noch ziemlich nüchtern, wie weiß, ob er sich sonst dem Befehl des vollkommen in seinem Rechte sich befindenden Franzosen gefügt hätte, so aber blieb er ein paar Minuten in tiefen Gedanken, seine Decke unter dem linken Arm und Spaten und Spitzhacke in der Rechten, vor dem Zelte stehend, drehte sich da n auf dem rechten schiefgetretenen Absatz — der schiefere rechte Absatz ist das sichere Zeichen eines Miners — herum, ging ein paar Schritt und blieb wieder halten.

„Hallo, Monsieur,“ rief er jetzt sich halb zu dem noch in dem Eingang des Zeltes stehenden Franzosen herumdrehend, „bekomm' ich noch ein Glas Brandy? — hol' Euch der Teufel, Ihr werdet doch einen Christen nicht ohne einen Schind vom echten Stoff in Nacht und Nebel hinausjagen?“

„Ein ganzes Glas voll, Peter,“ rief dieser erfreut, so billig abgekommen zu sein, „ein ganzes Glas, bis zum Rand voll und der nicht mit auf die Rechnung soll, denn borgen thue ich dir keines Centes werth mehr, bis du wieder arbeitest, Kamerad.“

„Wollen jetzt nicht von Arbeit reden, Kamerad,“ lachte Mr. Carthy, „rückt lieber mit dem Stoff heraus; heut Abend ist's doch zu spät, noch in

ten Gula zu geben, man könnte die Klumpen nicht mehr finden.“

Der Franzose traute dem Burschen aber noch immer nicht, blieb deshalb auch in seinem Zelt eingekerkert und ließ sich dann von einem andern ein Glas Brandy einschenken, das der Ire übrigens auf einen Zug, seine Zufriedenheit mit einem Schnalzen der Lippen kund gebend, leerte, und sich dann zum Gehen wandte.

„Nun gute Nacht Peter,“ rief ihm Boffin, der Franzose, nach, der wenigstens in Frieden und Freundschaft von dem Burschen scheiden wollte, „halte Dich tapfer und gieb das überliche Leben auf und wir können noch manches Glas mitnehmen trinken.“

„Gute Nacht?“ sagte Peter, der seine Decke und Handwerkszeug etwa zehn Schritte vor dem Zelt eingekerkert, den Hut daneben auf den Boden legte und Anstalt machte, als ob er da die Nacht zubringen wollte, „gute Nacht, Johann? heß? ei wir können noch eine ganze Weile miteinander plaudern, denn ich bin schon wieder eingezogen, und sehe nicht ein, weshalb wir nicht gute Nachbarschaft halten sollten.“

„Eingezogen Peter?“ rief der Franzose, durch die fast unmittelbare Nähe seines bisherigen Zeltgenossen keineswegs angenehm überrascht. „Du willst doch nicht hier draußen mitten auf dem kahlen Boden und unter freiem Himmel liegen bleiben?“

„Nun und warum nicht? habt Ihr nicht selber meiner Mutter Sohn den Stuhl vor die Thür gestellt? — überdies ist Mon. fchein und kein Bölkchen am Himmel.“

„Aber so nah hier am Zelt, Peter? Du mußt doch Raum lassen, daß die Leute hinaus und herein können — das geht ja gar nicht, die Straße muß frei bleiben.“

(Schluß folgt.)



interessire. Bekanntlich wird seitens des Zentrums die freistehende Thätigkeit des Kardinals Ledochowski im Vatikan stets mit größter Bestimmtheit in Abrede gestellt und die Unterlassung der Rückberufung auch dieses Mannes auf seinen früheren Bischofsstuhl der Regierung zum schweren Vorwurf gemacht. Die Note beweist jedenfalls, daß die Ledochowski'sche Richtung im Kollegium der Kardinäle um den Papst die ausschlaggebende ist.

— Nach den hier eingegangenen Nachrichten wird das Befinden des Kaisers als ganz vortreflich geschildert. Der Kurgebrauch in Bad Ems soll auf das Allgemeinbefinden desselben außerordentlich gut eingewirkt haben und auch in Koblenz hat das überaus frische und rüstige Aussehen des Monarchen überall große Freude bereitet.

— Der Kaiser hat an seinen Enkel, den jungen Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, zu seinem Eintritt in die militärische Laufbahn folgenden Brief gerichtet:

Ich ernenne Eure Großherzogliche Hoheit hierdurch — indem Ich dem Wunsche Ihres Herrn Vaters entspreche — zum Sekonde-Lieutenant im 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 und freue Mich von ganzem Herzen, daß es mir vergönnt ist, auch noch den jüngsten Meiner Enkelsohne in die Arme einzuführen und ihm warm auf's Herz legen zu können, welche ersten Pflichten ihm das Ehrenkleid des Soldaten auferlegt und wie er mit allen seinen Kräften dahin streben muß, nicht allein diese jederzeit voll und ganz zu erfüllen, sondern auch Anderen ein würdiges Vorbild zu werden. Ich hoffe und erwarte, daß Eure Großherzogliche Hoheit diese Mahnung Ihres Sie herzlich liebenden Großvaters in Ihrem hoffentlich langen und dem Vaterlande recht nützlichen Leben jederzeit in Erinnerung haben werden und wünsche Ihnen den hohen Ernst Ihres Dienstesintritts auch noch dadurch vor Augen zu stellen und Meine lebhafteste Theilnahme an dem heutigen Tage zu betheiligen, daß Ich Eurer Großherzoglichen Hoheit hierdurch Meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler verleibe, dessen Insignien anbei erfolgen.

(gez.) Wilhelm.

— Die Besserung im Befinden des Grafen Chamboord hat sich als eine wenig nachhaltige erwiesen. Graf Chamboord hat zwar den gestrigen Tag etwas ruhiger verbracht als die vorhergehende Nacht, auch im Laufe des Tages etwas geschlafen, der besorgniserregende Schwächezustand dauert aber fort. In den legitimistischen Kreisen der französischen Hauptstadt sieht man dem baldigen Eintritt der Katastrophe entgegen. Man telegraphirt aus Paris, 10. Juli:

Die heutigen Nachrichten aus Troisdorf lassen das Befinden des Grafen Chamboord in Folge gänzlicher Entkräftung sehr bedenklich erscheinen und dessen baldigen Tod voraussehen. Nach den vorgestrigen guten Nachrichten ist die heutige Niedergeschlagenheit der Legitimisten sehr groß.

— Wie der „Times“ aus Berlin telegraphirt wird, beabsichtigt die japanische Regierung einige preussische Verwaltungsbeamte zu gewinnen beabsichtigt Einführung unseres Verwaltungssystems in Japan. Man hat das Gerücht verbreitet, die Regierung von Tokio gehe mit dem Plan um, die konstitutionnelle Regierungsform nach deutschem Muster einzuführen. Demgegenüber bemerkte der Gewährsmann des „Times“-Korrespondenten, vermutlich der hiesige japanische Gesandte, daß die Japaner kein Verlangen nach dem deutschen parlamentarischen System trügen, wohl aber „das vollkommene und bewundernswürdige Verwaltungssystem dieses Landes“ bei sich eingeführt zu sehen wünschten, welches ohne Zweifel weit mehr zu den Siegen Deutschlands beigetragen habe, als der berühmte deutsche Schulmeister.

— Dem „Standard“ wird aus Paris vom 10. d. M. gemeldet:

Zwischen Lessps und der englischen Regierung sei ein Abkommen getroffen worden, nach welchem letztere ihren Einfluß bei der ägyptischen Regierung benutzen wird, um die Konzession für einen neuen Suezkanal zu erlangen und das hierzu erforderliche Kapital zu beschaffen. Die Kanalgesellschaft willigt in die Ernennung eines englischen Generalkommissars zum Generalinspektor der Kanalschiffahrt.

— Während die Cholera in Damiette ersichtlich im Abnehmen ist, mehren sich in Mansurah die Cholerafälle in rapider Weise. Aus London telegraphirt man:

Die Berichte aus Mansurah lauten herzzerreißend. Absolut Niemand darf die Stadt verlassen. Die Bevölkerung stirbt. Lebensmittel werden nicht ausgelassen. Die Bevölkerung scheint mehr den Hunger als die Cholera. Kein Geld zu Nahrungs-mitteln, Medizin oder Desinfektionsmitteln. Der dageselbst angestellte Mordie resignierte, indem er voller Verzweiflung erklärte, er könne nicht länger gegen die Regierung kämpfen. Die ägyptische Regierung scheint absolut hilflos geworden zu sein. Die hiesigen Journale sind mit Dille's Erklärung bezüglich der Auslosigkeit der Quarantäne und der bloßen strengsten Gesundheits-Untersuchung jedes hier ankommenden Schiffes einverstanden.

Aus Alexandrien, 11. Juli, meldet „Neuer's Telegraphenbureau“:

Innerhalb 24 Stunden bis gestern Abend 9 Uhr sind in Damiette 52, in Mansurah 102, in Samanub 16, in Schirba eine und in Santa 2 Personen an der Cholera gestorben.

— Die spanischen Karlisten stehen gegenwärtig mit dem heiligen Vater in Rom auf sehr gespanntem Fuße. Die Anhänger des Don Carlos, des präsumtiven Erben des Grafen Chamboord, wollen die spanischen Bischöfe nöthigen, sich an ihren politischen Parteidemonstrationen zu betheiligen. Der

„Statthalter“ des Don Carlos, Marquis Nocedal, hat gegen die sich dieser Zumuthung weigernden Prälaten in seinem Journal „Siglo Futuro“ einen förmlichen Feldzug eröffnet. Der Papst richtete in Folge dieser Vorgänge eine Allokution an die Katholiken Spaniens, um die Leidenschaften zu beschwichtigen und rief den Nuntius Bianchi, der sich mit Nocedal eingelassen, von Madrid ab. Der Führer der Karlisten ließ sich durch die Abmachung und Mißbilligung des heiligen Vaters und die Zurückhaltung der Bischöfe in seiner Zeitungshefte nicht irre machen, er fuhr fort, die Gläubigen gegen ihre Hirten aufzuschälen. Jetzt hat der päpstliche Nuntius sich mit einem Rundschreiben an die Bischöfe gewandt, in dem er mit allem Nachdruck davor warnt, Religion und Politik zu vermischen.

Der Nuntius beklagt zuvörderst den Ungehorsam gegen den heiligen Vater, dessen ganz bestimmte Vorschriften man mit falschen Auslegungen zu umgehen suche. Das päpstliche Schreiben verdamme keine einzige berechnete politische Ansicht und lege keinerlei politischen Bestrebungen ein Hinderniß in den Weg; es bezwecke nur die Einigkeit der Geister in religiösen Dingen und welse Jedem seinen wirklichen Platz an, damit Niemand unter dem Vorwande katholischer Interessen die Kirche und die Gesellschaft in Aufruhr bringe. Der heilige Stuhl nehme in politischen Dingen keine Partei, und das Rundschreiben schaffe weder Sieger noch Besiegte. Die Bischöfe sollten durch ihr Beispiel selbst der niederen Geistlichkeit zeigen, wie es genüge, Gott zu geben, was Gottes ist, damit auch Cäsar bekommen, was Cäsar gebührt; man habe der bestehenden Obrigkeit einfach in allen Dingen zu gehorchen, die nicht gegen das Gewissen sind. Bischöfe und niedere Geistlichkeit wollten sich auf eine höhere Barre stellen, als auf die Innen der Partei und sich das Vertrauen und die Achtung bei allen politischen Strömungen zu erhalten suchen, vor allem aber dem brennenden Siedel der Parteien gegenüber vorsichtige Zurückhaltung beobachten und nur die Sprache der Wissenschaft und Gottseligkeit reden. Die katholischen Vereine sollten dem Einflusse der Parteiführer gänzlich entzogen und unter die Leitung der Bischöfe gestellt werden; vor allem soll auch der leiseste Verdacht gemieden werden, als ob diese Vereine Mittel für politische Zwecke seien. Außer den Bischöfen soll nur noch Männern von bewährter Vergangenheit und parteiloser Besinnung Einfluß auf jene Vereine eingeräumt werden. Die katholische Presse soll unter nähere Aufsicht genommen und ausgesprochene Unbotmäßigkeit derselben, den Umständen gemäß, mittels scharferer Maßregeln gezügelt werden.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß der „Statthalter“ Nocedal und sein Anhang sich durch dieses Schreiben des Nuntius bewegen lassen sollten, von ihrer Agitation abzustehen, nachdem sie die Worte des heiligen Vaters selbst mit Hoß und Eringeschätzung aufgenommen haben.

#### Ausland.

Paris, 9. Juli. Das Postdampfschiff „Dra“ ist gestern Morgen 5 Uhr mit der chinesischen Post vor Marseille eingetroffen. Es wurde nach den Tafeln von Fricoul gefandt, um dort sein Quarantäne abzuhalten. In Fricoul befanden sich 11 Dampfer (5 englische und 6 französische) und 3 Segelschiffe (1 Franzose und 2 Griechen). Die Zahl der Passagiere, die gegenwärtig im Lazareth von Fricoul sind, beträgt ungefähr 600. Die Reglerungsdepechen, welche der Dru mitbrachte, wurden, nachdem man sie durchgesehen, sofort nach Paris gefandt. Sie melden, daß General Douet, welcher bekanntlich den Oberbefehl in Tonkin führt, beim Abgang des Postschiffes 2100 Mann unter seinem Befehl hatte und sicher zu sein glaubte, bis zur Ankunft der Verstärkungen jeden Angriff zurückweisen zu können. Mit dem Dru ist der Major Rheinart, bisher französischer Gesandter in Hué, nach Europa zurückgekommen. Er verließ Hué, weil die Einwohner ihn und seine Leute niederzumeheln drohten. Vor seiner Abreise verfestigte er seine Wohnung und machte den anamitischen Minister des Aeußern für die Bewahrung der Siegel verantwortlich. Aus den Reglerungsdepechen soll hervorgehen, daß die Berichte, welche man bis jetzt über den Kampf von Hanot erhalten, falsch waren. Dieselben melden in der Hauptsache wie folgt: „Wir wurden nicht überfallen, alle Befehle des Kommandanten Riviere und des Oberlieutenants Berthe de Billers wurden genau ausgeführt. Da der Vortrupp von starken Streitkräften angegriffen wurde, die sich in den auf beiden Seiten des Weges von San-Tay gelegenen Wäldern versteckt hielten, so zog er sich auf das Hauptkorps zurück. Man wollte alsdann die Gebirgskanonen der Kolonne (sie haben ein Kaliber von 6 1/2 cm und wurden von den Matrosen der Victorleuse gezogen) aufstellen, aber der Weg war schlecht und die Arbeit höchst mühselig. Der größte Theil der Offiziere und viele Leute fielen; die vom Feinde arg bedrohten Kanonen konnten nur mit größter Anstrengung zurückgebracht werden. Während unsere Leute noch damit beschäftigt waren, gelang es den sehr zahlreichen Truppen von der „schwarzen Flagge“, die Verwandten hinwegzuschleppen. An einen Vorstoß war nach unsern Verlusten nicht zu denken, zumal alle Staatsoffiziere kampfunfähig geworden waren. Man trat in guter Ordnung den Rückweg an und löbete dem Feinde, der vorzudringen suchte, viele Leute.“ Morgen wird man wohl noch weiteres über die Sache erfahren, da alsdann die Anfrage über Tonkin zur Berathung in der Kammer kommt.

Paris, 11. Juli. Die Sanitätsbehörde hatte die Aufhebung der Quarantäne gegen die Schiffe, welche von Malta kommen, beschloßen, in Folge der

seitens England getroffenen Maßnahmen. Auf direkte Anordnung der hiesigen Regierung jedoch wird die Quarantäne auch gegen Malta aufrecht erhalten, wahrscheinlich, weil die Art der Durchführung der englischen Vorsichtsmaßregeln hier keine genügende Sicherheit gegen die Verschleppung der Cholera zu bieten scheint. Nach allen Nachrichten werden die in sämtlichen französischen Häfen angeordneten Quarantänepflichten mit größter Genauigkeit und Schärfe gehandhabt.

#### Provinzielles.

Stettin, 12. Juli. Gestern Nachmittag stürzte der Schornsteinsegelesse Hermann Bötker vom Hause Mönchenstraße 8 nach dem Hofe des Grundstücks Nr. 9 herunter, wodurch derselbe der Schädel zertrümmert wurde und der Tod sofort eintrat. Das Unglück ereignete sich dadurch, daß der Geselle, bei der Arbeit beschäftigt, die Kline auf den Rand des Schornsteins warf, um sich auf denselben emporzuziehen. Es brach hierbei jedoch das Stück Mauerwerk des Schornsteins ab und der unglückliche Sturz erfolgte. Mehrere Kinder, welche auf dem Hofe spielten, schwebten in Lebensgefahr, da der Baumstamm sowie die herunterstürzenden Mauersteine dicht gegen sie niedersielen, doch blieben sie glücklicherweise unversehrt.

Zu dem auf der Hamburger internationalen Landwirthschafts- und Thier-Ausstellung prämiirten Industriellen gehört auch die hiesige Firma Louis Lindenberg, Fabrik von Dachbed-Materialien und Asphalt etc. Für die neuerdings von der genannten Fabrik eingeführten Verbesserungen in der Dachbedungsbranche wurde derselben schon im vorigen Monat auf der Gewerbe-Ausstellung in Köln der erste Preis — die silberne Medaille — zu Theil, und die gleiche Auszeichnung ist ihr, besonders mit Rücksicht auf die sehr eingehend geprüfte Methode der doppelgelagerten Bappbedachung, sowie der Isolation durch Asphalt-Füll-Isolirplatten seitens der Hamburger Jury zugetheilt (nebenbei bemerkt, die einzige silberne Medaille, welche für solche Leistungen überhaupt ausgegeben worden ist).

#### Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Bettelstudent.“ Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Afrikareise.“ Große Ausstattungs-Operette in 3 Akten.

#### Vermischtes.

Leipzig, 9. Juli. Am heutigen Abend hat sich in Lindenau ein schreckliches Unglück ereignet. Das gegen 7 Uhr mit enormer Kraft und größter Schnelligkeit hereinbrechende Unwetter traf mit vernichtender Gewalt, wie sie einer Windhose eigen ist, den im Bau bald seiner Vollendung entgegengehenden Thurm der neuen Kirche und binnen zwei Minuten waren der Thurmhelm und das 35 Meter hohe Baugerüst aus ihren festen Lagen gerissen und in die Tiefe geschmettert, im Fallen noch durch den Wirbelwind bunt durch einander gewirbelt und beim Aufschlagen auf den östlich von der Kirche gelegenen freien Raum ein grauenvolles Chaos herbeibringend. Die von der höchsten Spitze herabfallenden Stücke beschädigten ein gegenüber gelegenes massives Haus nicht unbedeutend, indem das Dach durchschlagen wurde. Leider hat die Katastrophe mehrere Menschenleben gefordert. In der Höhe des Thurmes arbeiteten 14 Mann, 12 Zimmerleute und 2 Handlanger, inbegriffen den Werführer. Von diesen 14 Arbeitern konnten sich auf den Zurs des Werführers, der beim Herannahen des Unwetters seinen Leuten zurief, sie möchten schleunigst ihren Arbeitsplatz verlassen, nur 9 retten. Fünf Zimmerleute, darunter der Werführer, wurden inmitten der Balken, Brettern und Leitern mit herabgeschleudert und vier davon fanden sofort ihren Tod; der fünfte ist mit einer leichten Verletzung davon gekommen.

(Meininger Gewissenhaftigkeit eines Schauspielers.) Ein Schauspieler, der als Schweizer in den „Räubern“ den Kragen seines Wammes mit schönen Franzen verziert hatte, gab auf die verwundete Frage des Direktors, wie er zu dieser Ausschmückung komme, den Bescheid: „Es steht in dem Buche: „er hat Franzen am Kragen.“

(Ruffische Mache.) Der junge Graf Demidoff, Erbe eines ungeheuren Vermögens, war von seinen Reisen durch Europa nach Petersburg zurückgekehrt und war bemüht, in auffällender Weise die Manieren des Parisers im persönlichen Benehmen, wie den französischen Ton in seiner ganzen Lebensweise zur Schau zu tragen. Daß dabei manche Rücksicht zum Vorschein kam, die namentlich den Hofleuten Stoff zu Wiselen gab, versteht sich von selbst. Auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft wurde dieses antinationale Wesen des reichten Russen zu sehr auf die kritische Waagschale gelegt und die Frankomane Demidoff's mannigfach und eben nicht sehr freundlich besprochen. Der Dadel des jungen Grafen, ein echter Bartruffe, den das französische Wesen des Ruffen in hohem Grade ärgerte, beschloß, diesen empfindlich zu strafen. Er brachte es durch seine Verbindungen dahin, daß der Intendant der Hofbühne den beliebtesten Schauspieler Sugulnoff beauftragte, in der nächsten Aufführung der „beiden Klingensberge“ als junger Klingensberg Demidoff zu erscheinen. Sugulnoff's Nachahmungstalent war bekannt, so wie auch von der angelegten Intrigue schon früher der Hof und die höhere Gesellschaft verständigt wurde, und das Theater war bei der Aufführung der beiden Klingensberge überfüllt. Sugulnoff erschien in Mäse, Haltung, Ton, ganz Demidoff, französische Flokela mit ruffischen zusammenmengenend, und in jeder Nuance den französischen Ruffen zur Anschauung bringend. Das Haus erdbebte von Beifallsturm, man kam aus dem Lachen gar nicht heraus und fand, daß der

junge Demidoff ganz fein und doch empfindlich genug für seine Manie, Franzose sein zu wollen, krait sei. Am Morgen nach der Vorstellung hielt Sugulnoff einen Brief nebst einem kleinen eleganten Etui. Der Brief lautete: „Mein Kell Sugulnoff! Sie haben gestern den Schreiber der Jar Zellen ganz vortreflich auf den Brettern imitirt. Ich glaube mich wirklich in Ihrer Leistung wie Spiegel zu sehen, nur Eines hat Ihrer Kunstfertigkeit gefehlt. Ich habe nämlich bemerkt, daß die Stel an Ihren Chemiesett-Köpfen unecht waren. Demidoff trägt nie etwas Unrechtes zur Schau. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen echte Chemiesett-Köpfe zu schicken, damit, wenn Sie wieder den Grafen Demidoff auf die Bühne bringen, dieser in ganz echter Fassung erscheine. Mit Hochachtung Ihr J. Demidoff.“ In dem Etui lag drei kostbare Chemiesettköpfe im Werthe von 30,00 Rubeln.

Eine tragikomische Theaterzene wird eine französische Journal aus Algier berichtet. Ein italienische Künstlertruppe spielte in Algier, „Herauld“ und hatte glücklich den ersten Akt beendet. Ein halbe Stunde war bereits seit dem Sinken des Vorhanges verstrichen und da man keine Miene machte die Vorstellung fortzusetzen, so begann das Publikum durch Pfeifen, Schreien und Stampfen sein Unzufriedenheit zu bekunden. Endlich hob sich der Vorhang, einer der italienischen Sänger trat zaghaft bis an die Kante vor und hielt im Idiom seiner Heimath an das Publikum eine Ansprache, welche ein Herr im Parquet ins Französische verdolmetschte: „Da der Eigentümer des Theaters die ganze Einnahme absorbiert“ — wehlagte der Jünger Apoll — so haben die Mitglieder unserer Gesellschaft seit heute Morgen nichts gegessen und fühlen sich deshalb zu schwach, um die Vorstellung fortzusetzen. Auch weigert sich der Besitzer den Künstlern, wie er es erst versprochen, am Ende des zweiten Aktes eine Anzahlung von ihren Wagen zu machen. Nur unsere Primadonna hat heute defektriren können und mußte sich mit einem Stück Brod und einer Zwiebel begnügen.“ Das entrüstete Publikum nahm sofort für die armen Künstler Partei und rief, „man solle die Kamelle von Direktor hängen.“ Es hätte besser gethan, Carlos V., König von Spanien, Don Ray Gomez de Silva, die schöne Elvira und Hernani, die Banditen zu einem köstlichen warmer Suppe einzuladen.

Ueber die Bereitung des Pfeilgiftes durch die Moqui-Indianer in Arizona hat ein Forschungsreisender folgende Beobachtungen gemacht: Die Moquis martern giftige Schlangen, namentlich Klapperschlangen, so lange, bis diese sich gegenseitig beißen und die Pfeilspitzen des Schlangensordens tauchen dann die Pfeilspitzen einfach in das Blut der Wunden. Die Verwundung mit einer solchen Spitze führt den Tod in 3 bis 4 Tagen, viel schneller aber dann herbei, wenn das verwundete Individuum längere Zeit gefastet hat, was bei den Moquis sehr oft vorkommt. — Die Apachen in Arizona und die Latons in Dakota befestigen eine Klapperschlange mittels eines gabelförmigen Zweiges am Boden, halten derselben ein Stück Leber vor und vergaben diese, wenn die Schlange mehrmals hineingebissen hat. Hier verbleibt die Leber, bis sie durch Fäulnis einen fauchartigen Zustand angenommen hat und in diese Masse werden alsdann die Pfeilspitzen eingetaucht. Die Stiele im westlichen Sonora fügen der Leber noch gekämpfte Skorpione und Tausendfüßler bei. — Die Bagaltes und die Soffones brechen den Klapperschlangen die Giftzähne mit den Giftblöcken aus, bringen solche in Einschnitten unter, die sie in das Herz eines kleinen Säugethieres gemacht haben, lassen dieses trocknen, zerstampfen es in einem Mörser und bestreichen mit der angesäuerten Masse die Pfeilspitzen. Der Tod tritt bei allen Verwundungen mit solchen vergifteten Pfeilen durch Blutvergiftung ein.

#### Telegraphische Depeschen.

Darmstadt, 11. Juli. Die erste Kammer genehmigte die 3proy. Zinsgarantie für die Rettenschiffahrt auf dem Main von Mainz bis Aschaffenburg und bewilligte weitere 124,000 Mark als Staatsbüße für die durch die Hochfluth im letzten Winter Beschädigten.

Petersburg, 11. Juli. Der „Regierungs-Anzeiger“ veröffentlicht die gestern gemeldeten Ordensauszeichnungen. Danach erhielten der Direktor der Internationalen Bank Laoki, sowie Ed. Meyer und G. Rafalowski den Wladimi Orden 3. Klasse. Der Direktor der Internationalen Bank Goldstand und der Direktor der Russischen Bank Hulpert den Stanislausorden 2. Klasse. Dem Direktor der Diskontobank Saad und dem Baron Gümburg wurde die Staatsrathswürde verliehen.

Petersburg, 11. Juli. Das „Journal de St. Petersburg“ demotirt die Mittheilung der „Nowosti“, daß die Einführung der russischen Militärordnung für die bucharische Armee sowie ein Wechsel der orientalischen Kleidung der bucharischen Kavallerie gegen russische Uniformen bevorstehe.

London, 11. Juli. Unterhaus. Chaplin beantragt die Einfuhr von lebendem Bled aus solchen Ländern zu verbieten, deren Gesehe nicht hinreichende Sicherheit gegen die Einschleppung von Viebseuchen gewähren. Arnold bekämpfte diesen Antrag durch den Unterantrag, zu erklären, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine sorgsame Durchführung der bestehenden Gesehe noch vordig sei aber keine neuen Gesehe Mundella spricht im Namen der Regierung gegen den Antrag Chaplin's. Arnold zieht seinen Unterantrag zurück. Barclay beantragt die Erneuerung eines Untersuchungsantrages. Dieser Antrag wurde mit 200 gegen 192 Stimmen abgelehnt und Chaplin's Antrag angenommen.